Zeitschrift: Berner Rundschau: Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik

und bildende Kunst in der Schweiz

**Herausgeber:** Franz Otto Schmid

**Band:** 4 (1909-1910)

Heft: 4

Rubrik: Umschau

# Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# 1 1 mschau

Fest in Lana.

Lana, 19. September 1909.

Entschuldigen Sie — aber ich bin eben schon wieder unterwegs. Oder eigentlich seit einigen Stunden mehr oder weniger niedergelassen, natürlich an einem neuen Ort, nicht völlig ohne Alkohol, aber nur mit einem Rausch besserer Herkunft im Gemüte. Dann und wann sit' ich, noch öfter schlendre ich herum auf dem won= nigen Plätchen zwischen Fels und Fluß, und einsam mitten unter fremden Leuten fühle ich mich ihrer Freude innig vereint. Der blaue himmel in schimmernder Glorie wölbt sich über unserem schattigen Winkel und draußen über dem bergumstandenen strahlenden Talkessel von Meran. Sonne arbeitet mit Lust und Macht an der Vollreife der Trauben, die solche Kraft noch sehr nötig haben, und ich halt' ihr auch die ganze Seele hin, daß ihr Schein sich in mir aufspeichere für des kommen= den langen St. Galler Winters dunkle Dauer. Sabe Dank, Meraner Simmel, für dieses goldenen Tages Helle! Ich habe sie genossen am Morgen beim Gang auf Dorf und Schloß Tirol hinauf, im Niederblick aus den Fenstern des Ritter= saals auf den berauschenden Glanz dieser gesegneten Landschaft, im Lodenden Ruf der blauenden Fernen, im Leuchten der Ortlerfirne, hoch über dem Sintergrund des Vintschgaus. Sonnenfreude huschte herein durch die Rebendächer über den Anolterweglein gegen St. Beter hin und abwärts gen Gratsch. Fast in den Mund hingen einem die Trauben, mit dem Hütlein in der Hand wandelte ich drunter bin und murmelte: Bin ich unwürdiger Keriensohn ins irdische Paradeis geraten? Und dürfte man eigentlich getrost hinein= greifen in diese Gehänge über dem öffent= lichen Weg? Oder lauern Schergen und mürden sie den paden, den sie erwischen? Sonnentrunken bin ich niedergestiegen und

zurückgeschritten nach Meran, habe dort ein Plakat studiert, schleunigst Umschaugehalten nach der Straßenbahn nach Lana, und die hat uns dann rüttelnd und schütztelnd, etwas torkelnd, als wüßte sie's, daß sie in einem Weinland ist, hierher gebracht, ein paar Wagen voller fröhlizcher Sonntagsleute: unternehmungslustige Mannen, Städter und stattliche Bauern, behäbige Frauen, tirolisch fest aufblühende Jungfrauen, urvergnügtezappelige Kinder.

Ich brauchte nur dem Menschenstrom zu folgen, über den Fluß in den Ort hin= ein, ein Stück flußaufwärts, und da waren wir denn, auf dem Festplat in der Gaul. Nämlich eine der ungezählten Andreas Hofer-Gedächtnisfeiern Tirols in diesem Jahre ist es, die in der Gaul heute mit erquidender Schlichtheit begangen wird. Die zwei starken Musikgesellschaften, die abwechselnd vortrefflich spielen, sehen zwar nach größerer Veranstaltung aus, aber ihre wohlverwaltete Tonfülle ist auch alles, womit es heute in der Gaul ge= wissermaßen üppig bestellt ist. Gine Art Chrenaufbau eines befränzten Andreas Hofer=Bildes, das eifrig umlagerte Schieß= ständlein, die improvisierte Wirtschaft: das ist von herzlicher Anspruchslosigkeit und schier kindlich die immer wieder sich erneuernde Heiterkeit am Spiel des Traubenraubes. Man hat nämlich zwischen ein paar Bäumen Gehänge von Trauben angebracht; da mag alt und jung zu sti= bigen versuchen, wen die Lust pact und wer sich und andern einen Spaß machen will. Der eigentliche Traubenwächter zwar. ein hochragender stattlicher Mann mit wallendem Bart und dem merkwürdigen Kopfput seines Berufes, wie man ihn wohl von Bildern her kennt, halb phan= tastisch germanisch, halb indianerhaft anmutend, hat hier in Wirklichkeit mehr de= forativen Sinn und unterläßt es jeden= falls, den Traubenschelmen nachzuspringen:

aber er besitt dafür mehrere eifervolle Helfer, alte Soldaten oder derlei, welche den fliehenden Räubern, die höchstens bis zu den beiden Eingängen des Festplages gelangen können, mit erheiternden Gägen nachjagen und sie als Arrestanten unter allgemeinem Sallo zurückbringen. Urvergnügt wandelt alles herum, sitt auf den rohen Bänken an die Biertische, bildet einen lauschenden Ring um die spielende Musik, läßt sich von geschäftseifrigen Mädchen Lose aufschwätzen und hatte all die Nachmittagsstunden her nicht eine einzige feierliche Rede anzuhören. Rein majestätischer Offizieller mit Rosette, Armbinde oder gar Angströhre rundum. Aber die stämmigen Musikmannen mit fraftvoll bäuerischen Gesichtern, leuchten in den Farben ihrer Tracht, mit den bunten Bändern um die Süte und zumal den grünen Gehängen über Schultern und Bruft, und auch die Mädchen sind mit heller Zier angetan. Das huscht in frohen Lichtern allerorten zwischen der Menge auf, die sich munter unterhält und kommt und geht im Schwinden der Stunden.

Ergreifende Schönheit aber gibt dem simplen Festchen seine Stätte hart am Ausgang der Kluft des Kaltschauer Baches. Gleich nebenan rect sich der Berg aus dem idnllischen schmalen Wiesengrund empor, mit grauverschleierter waldüber= ragter, von kleinen Wasseradern überrie= selter Felswand. Ein leises Plätschern vernimmt sich von dort, gemischt mit Bogel= gezwitscher; aber traftvoll hält die tiefe Grundnote fest der aus dem Grunde der Schlucht hervorrauschende flare Wasser über das Gestein hinwälzende Fluß. Aus dem fühlen verschwiegenen Dämmer der Kelsen, die ihn ihrer hut und rauhen Schule entlassen, zieht er hinaus in die sonnig aufleuchtende milbe Weite des Etschtales. Aber der tönenden Kluft, aus der er kommt, steigt eine mächtige, in stiller Kraft heroisch sich aufbäumende Wolke ins reine himmelsblau hinauf, golden entbrennend an ihren Rän= dern. Und es rauschen und rieseln die Bergmaffer, es lachen die Mädchen, die Bärchen reden eifrig aufeinander ein, die Musikmannen in ihren Kniehosen und mit den erfreulichen Waden aber ruften sich zu neuer tonender Tat. Und Wasser und Spiel rauschen fröhlich ineinander. In ernster Männlichkeit schaut Andreas Sofers Bild über den grünen Plat, über fein Bölkchen hin, und wie die rotweißen Flaggen darüber an ihren Stangen leise sich bewegen, mit den Karben, die auch die unseren, die schweizerischen, sind, mischt sich in uns schweizerisches Bettagsgedenken mit dem eigentlichen tirolischen Sinn des einfachen Festchens im Bergwinkel. Der Mann mit dem großen Barte dort, Andreas Hofer, war es nicht eines meiner Knabenideale, bewundert und beträumt? Habe ich nicht einen Selgen, der ihn darstellte. nicht minder wie seine Landsleute hier, einst aufgehängt in der aus Pfosten und Sackleinwand wundersam gestalteten In= dianerhütte, die wir Buben erstellt hatten im waldgrünen Tobel am Rosenberg, das die Stadtbarbaren seitdem zugededt haben? War's nicht mein Lieblingsknabensang: "Zu Mantua in Banden?" So meldet sich noch die eigene Jugend an — zu Lana in der Gaul am Nachmittag des eidgenössischen Bettages. Sei bedankt, du reicher Tag! Doch nun ist's ja Abend ge= worden und viele ziehen ab. So will auch ich scheiben vom Soferfestchen auf dem Wiesfled zwischen Felsen und Wassern. Ins Violette hat sich die Glut der Berge draußen überm Etschtal vertieft, unsäglich ist die selige Rlarheit der fernen Söhen. Lana, Lana, wie will ich beiner treu gedenken! Oskar Käkler.

Talent und Erfolg. Wie wenig die beiden miteinander gemein haben, das lehrt die Geschichte alle Tage. Aber trotzem bemißt die Menge das Talent stets nur nach dem Erfolg. Der Erfolg ist meistens nur ein Hausen Zeitungsblätter, ist das Ergebnis einer geschickten und auszeiebigen Reklame, und wer die Trommel am besten zu rühren versteht, der steht auch obenan unter den Helden des Tages. Wie oft hat man es nicht erlebt, daß einer als großer Dichter oder Künstler

ausposaunt wurde, wie oft haben seine guten Freunde und Auflober den Erfolg nicht ins Unermegliche gesteigert, und nach seinem Tode oder auch schon vorher wußten die meisten Menschen nicht einmal mehr seinen Namen. Um Erfolg im landläufigen Sinne des Wortes zu haben, braucht es nichts als eine mäßige, möglichst ober= flächliche Begabung, einen rechnenden Ropf und ein biegsames Rückgrat. "Médiocre est rampant et l'on arrive à tout," sagt Beaumarchais. Wer ber Menge schmeichelt, wer ihren oberflächlichen Stimmungen und Launen geschickt sich anzupassen weiß, der ist auch ihr Held. Seute wohl gemerkt! Darin liegt ja der rächende Ausgleich, daß die ewig wandelbare öffentliche Meinung in der Regel morgen ichon wieder in den Staub stürzt, mas sie heute angebetet hat.

Wie wenig aber hat das wirkliche Talent mit dieser Art von Erfolgen und ihrem marktschreierischen Gebaren zu tun. Langsam aber sicher faßt es bei den Besten seiner Zeit Boden und durchdringt von da aus wie ein Sauerteig die Allgemeinsheit. Nicht im Heute oder Morgen liegen seine Wirkungen, sondern im Dauernden und Ewigen.

F. O. Sch.

Schweizerische Bühnenfünstler? Geit Jahren leiden die Schauspielvorstellungen des Berner Stadttheaters unter einem höchst schwachen Besuch, während die Oper durchweg eine sehr gute Besuchsziffer auf= weist. Die Folge: die Oper muß eher das Defizit des Schauspiels tragen helfen als umgekehrt. Ein gang abnormer Zustand. In einer Tageszeitung Berns wurden vor einigen Tagen die Gründe dieser seltsamen Verhältnisse untersucht. Nicht die vielfach unzulänglichen Aufführungen, nicht die ungenügende Qualität des Schauspiel= personals, nicht das häufig unbefriedi= gende Repertoire sind nach der Meinung des Verfassers des Artikels die Gründe, sondern der Umstand, daß unsere ganze Theaterkunst "exotisch" sei. Die Frage ist interessant. Soll der Internationalismus der Schauspielfunst dem Nationalismus weichen? Wird tatsächlich ein schweizeri= icher Schauspieler ein in deutscher Schrift=

sprache geschriebenes Stück dem Bubli= fum näher zu bringen, tiefer zu erschließen verstehen als der deutsche Schauspieler? Der Verfasser verweist dabei auf die Differenz, die zwischen der Darstellung eines Studes durch frangosische und deutsche Schauspieler entsteht. Aber diese Parallele ist falsch gezogen. Jede Sprache atmet ihren besonderen Geist und ihre besondere Rultur. Daher muß jede übersetung qu= gleich auch eine Anderung bedeuten. Boll= ständige Gleichheit kann nie erreicht wer= den. Aber trifft dies auch für die Aufführung eines Stückes durch deutsche und schweizerische Schauspieler zu? Der süd= deutsche und norddeutsche Schauspieler sind wohl in ihrer Wesensart nicht viel weniger voneinander entfernt als der Norddeutsche und Schweizer. Und tropdem wäre es durchaus unrichtig, von einer typisch süd= deutschen oder norddeutschen Schauspiel= tunst zu sprechen. Für den Schauspieler gibt es nur eine Aufgabe: seine Rolle so darzustellen, wie es das Stück oder die Intention der Dichter verlangt; in der Gestalt und in ihrem Milieu aufzugehen. Solange ein Stud in der Sprache seiner Urschrift zur Darstellung gelangt, bleibt also die Aufgabe für jeden Darsteller dieselbe: er hat das Charakteristische des Studes in der Form, die dem Berfasser porschwebte, herauszuarbeiten. Ob nun das Stud auf deutschem, österreichischem oder schweizerischem Boden gespielt wird. bleibt sich völlig gleich: die Bretter der Bühne bedeuten das Stück Erde, das der Autor als Schauplat der Handlung bestimmt hat. Es ist in der Schauspielkunst ja auch unzulässig von einem "Stil" zu sprechen. Denn jedes Stück verlangt einen neuen Stil, neue Darstellungsweise. Und so wäre auch ein national-schweizerischer Schauspielkunststil undenkbar. Denn auch der schweizerische Schauspieler hat nur die Aufgabe, den Menschen, dessen Verkörpe= rung ihm obliegt, so wahrheitsgetreu wiederzugeben, als in seinen Kräften steht. Das gilt in erster Linie für das moderne Schauspiel. Für das klassische Schauspiel war bisher eine bestimmte Art und Weise der Wiedergabe Regel. Aber

auch hierin ist man fortgeschritten. Man fand neue Wege, neue Mittel zur Vertiefung der Wirkung. Ein Abstellen auf das nationale Moment ist jedoch auch hier ausgeschlossen.

Der schweizerische Bühnenfünstler, behauptet der erwähnte Artikel weiterhin, werde zugleich auch den Boden für den schweizerischen Dramatiker schaffen. Umge= kehrt, umgekehrt. Saben wir erst einmal den schweizerischen Dramatiker, so werden sich auch seine Interpreten rasch finden. Das ist ja selbstverständlich, daß für Menschen von nationaler Eigenart, der ihr bester Darsteller ist, der selber diese nationale Eigenart besitzt. Nein, in der Schauspiel= kunst wäre der Nationalismus vom übel. Denn im letten Grunde ift die Bühnen= kunft eben doch nur das Mittel, genau wie der Musiker und sein Instrument nur das Mittel zur Lebendigwerdung des Runstwerkes sind. Und so wenig die Aus= übung der tonalen Kunst jemals ein aus= gesprochen nationales Gepräge tragen wird, so wenig wird sich auch die Schauspielkunst in nationale Schranken einweisen lassen. Und ich glaube, man sollte dankbar dafür sein, daß wir in der Kunst alle nur eine Gemeinde bilden.

Das Nationaldenkmal in Schwyz. In einer Zuschrift teilt uns Dr. Richard Kißling mit, daß die Maße seiner Kolossalsstatue, die unser Mitarbeiter J. Bührer in seinem Aufsatz über das schweizerische Nationaldenkmal in Nr. 2, Jahrgang IV, der Berner Rundschau, besprochen hat, nicht ganz richtig angegeben seien. Die Höhenangabe des Entwurfes lauten nach den Eintragungen in der beigegebenen Zeichnung:

6 m hohe Freitreppe und anstoßender Platz,

11 m hoher Piedestal,

16 m hohe Figur des Alplers,

33 m Totalhöhe, wie sie auch von J. Bührer angegeben wurde.

Der von Herrn Bührer vertretenen Ansicht, daß in einer Berggegend ein auf= strebendes Denkmal nicht zu voller Gel= tung komme, hält Herr Dr. Kißling die Tatsache entgegen: "daß auch in Bergsgegenden seit Jahrhunderten und Jahrhunsderten Kirchtürme gemacht worden sind und noch gemacht werden, die einem weiten Umstreise die Stelle andeuten sollen, wo die Kirche steht, und an denen auch die Uhr ansgebracht ist, um ebenfalls von weitem gesehen zu werden. Wäre dies alles als unsichtbar und nicht zur Geltung kommend befunden worden, hätte man die Erstellung, als dem Zwecke nicht entsprechend, schon längst fallen gelassen".

Bu diesem Einwurf ist denn doch zu bemerken, daß es zwei sehr verschiedene Aufgaben sind, die eine Kirche und ein Denkmal zu erfüllen haben. Auf die künstelerische Wirkung wurde gerade bei solchen Bergkirchen gar nicht oder doch erst in dritter Linie abgestellt, während dieser Punkt bei einem Denkmal an die erste Stelle rückt. Die Red.

Burder Theater. Bom Schaufpiel der letten Zeit ist folgendes in Rurze zu vermelden. Das Pfauentheater bot als erste Novität dieses Winters Henry Ba= tailles Schauspiel "Das nadte Beib" (La femme nue). Bom Titel darf man sich nicht auf pikante Abwege verleiten lassen. Einem armen Teufel von Maler bringt die Attfigur, zu der ihm ein einfaches Mäd= chen aus dem Volk, das seine Armut mutig mit ihm trägt und in seiner Liebe das einzige Glück besitzt, gesessen hat, die große Medaille im Salon und damit das Ende der Not, die Morgenröte und den Sonnen= aufgang des goldgesegneten Ruhmes. Und wie nun der Maler aus feinem Berhält= nis seine legitime Frau macht und in behagliche, sozial ganz neu orientierte Verhältnisse gelangt, da wird er auf einmal gewahr, daß mit dem Wandel seiner äußeren Lage auch ein Wandel in seinem Serzen eingetreten ift, nicht zulett hervorgerufen durch die Beobachtung, wie wenig seine Frau in die neue Umgebung hineinpakt, wie wenig sie dem Bilde ent= spricht, das er sich nunmehr von einer eleganten, mondanen Frau macht, und das ihm in einer Dame der Aristofratie,

die er porträtiert, besonders verführerisch entgegentritt. Just diesen Prozeg des Abblätterns seiner ehemaligen Liebe im blendenden Sonnenschein seines plöglich er= reichten Ruhmes, dieser Prozes der immer stechender werdenden Erkenntnis, daß die Frau, die zu seinen armen Verhältnissen vortrefflich paßte, seinen feinen und wäh= lerischer gewordenen Ansprüchen nicht mehr genügt — just dieser psychologisch uns am meisten interessierende Prozeß spielt sich bei Bataille zwischen dem ersten und zweiten Att hinter den Kulissen ab. Im ersten Aft der Einzug des Ruhms und das jubelnde Glück der beiden Menschenkinder. die bisher einander alles gewesen sind; im zweiten der Salon, wo der Maler empfängt und die Aristokratin bereits als seine Geliebte auf die Szene tritt. Die Sache entwidelt sich dann so weiter, daß die arme Frau um die ihr entschwundene Liebe ihres Gatten mit leidenschaftlicher Behemenz kämpft, ohne sie natürlich zurück= gewinnen zu können; daß sie schließlich Bergicht leistet, einen Gelbstmordversuch macht, und, faum einigermaßen genesen, in die Künstlerbobeme zurückgleitet, wo ein alter treuer Freund, ein noch nicht zum Ruhm gelangter und wohl auch nie zu ihm gelangender Maler ihr ein ein= faches Unterkommen bereiten will. Die Aristofratin aber wird sich von ihrem Gatten trennen und die Frau des berühm= ten Malers werden.

Das Stüd unterhält einen Abend lang; einen nachhaltigen Eindruck übt es nicht aus. Heute, da ich diese Zeilen schreibe, ist es schon meilenweit von mir weg. Man fühlt: es hätte sich ein wirkliches, ergrei= fendes Seelendrama aus dem Stoff machen lassen. Die Tragödie vom Ende der Liebe bei dem einen der Liebenden, und das andere kann es nicht fassen, daß alles vorbei sein soll, daß es ein Aufhören der Liebe geben kann, und mit Gewalt möchte es das Berlorne zurückerobern, aber vergebens; die tote Liebe feiert kein Oftern. Leider hat Bataille dieses Problem in teiner Weise klar herausgearbeitet; Neben= sächliches, das an sich recht hübsch, ja geist=

reich sein mag, überwuchert; es steht kein Dichter hinter dem Stück, nur ein Dramensmacher. Und der Titel? La semme nue war der Titel jenes Bildes, das dem Maler die Medaille und die Berühmtheit einstrug; psychisch ist das arme Mädchen "nackt", weil es in seiner naiven Einsachheit und Einsalt keine Wassen besitzt, mit denen sich erfolgreich gegen den versührerischen Glanz der großen Welt kämpfen lätt; es hat nur sein Herz voll Liebe; es bleibt ein Kind des Bolkes, und dem Manne schwarzbrot nicht mehr.

Für die große Stadttheaterbühne hatte man als Eröffnungsvorstellung des Schauspiels (das, wie man weiß, schon am 1. September im Pfauentheater, seinen ersten Sochflug mit dem "Faust" unter= nommen hatte) Shakespeares Coriolan bestimmt. Die Erkrankung des für die Titelrolle in Aussicht genommenen Schauspielers vereitelte dies leider, so daß man zu "Alt-Heidelberg" seine Zuflucht nehmen mußte. Inzwischen ist dann jene Verhin= derung geschwunden, und so saben wir letter Tage die mächtige Römertragödie in einer löblichen Aufführung. Seit Matkowsky vor Jahren den Coriolan in Zürich gespielt hat, sah man das Drama nicht mehr bei uns, das ja ohnehin ein seltener Gast auf den deutschen Bühnen ist und wohl auch bleiben wird. Die stolze Steif= nadigkeit dieses römischen Selden, für den es keine Kompromisse mit der politisch ertragreichen Liebenswürdigkeit gibt, ist der Popularität bar. Vielleicht würde man dem Stücke näher kommen und ge= rechter werden, wenn man fich das Problem losgelöst von allem historischen Kostum in seiner einfachsten Form zum Bewußt= sein brächte. Oder ist es wirklich etwas so Unbegreifliches und so Seltenes, daß ein Mensch nur deshalb, weil sein stolz verschlossener Sinn ihm ein gewisses gern= gesehenes und von der Gesellschaftssitte gefordertes Herausgehen aus sich selbst und Entgegenkommen der Umwelt gegen= über unmöglich macht oder doch furchtbar er= schwert, in leidvollste Konflikte, ja in tra= gische Verkettungen gerät? Wie solchen Naturen (unter Umständen schon in frühester Jugend) durch diese Veranlagung, die mit lächerlichem Hochmut rein nichts zu tun hat, sondern eine edelste Seelenkeuschscheit sein kann, das Leben zur Qual und das höchste Streben zu nichte werden kann: das ist ein Thema, das mir aus dem Coriolan ergreisend und menschlich wahr entgegentönt. Es scheint mir wichstiger und entscheidender als das Thema vom Wert des Vaterlandes und dem Fluch der Vaterlandslosigkeit.

— Oper. Die Leistungen ber Bürcher Oper beschränkten sich in der ersten Woche auf Vorstellungen von Repertoirestücken. Da auch die Besetzung mit wenigen Ausnahmen dieselbe ist wie in der vorigen Saison, so kann eine kurze Notiz genügen. Eröffnet murde die Opernperiode mit einer nicht üblen Aufführung des "Don Juan". Mozarts Meisterwerk war vor drei Jahren nach dem Vorbild des Münchner Residenz= theaters neu einstudiert worden. Man hatte neue Dekorationen anfertigen lassen, die traditionellen schalen Theaterspässe entfernt und die treffliche übersetzung Hermann Levis eingeführt, die mit Ge= schmad eine kluge Schonung der alten Bearbeitung verbindet. Dies alles behielt man jest glücklicherweise bei; die Regie ging nur insofern auf die alte Form zu= rück, als sie die Oper wieder mit dem Tode des Helden schließen ließ — eine Underung, die sich sehr wohl verteidigen läßt.

Zum zweiten Male ausgegraben wurde der "Zigeunerbaron". Was ich hier vor einem halben Jahre an dieser Stelle bemerkte, hat sich bestätigt. Die Zeit der Straußoperetten ist vorüber. Borige Saison eine kühle Aufnahme vor allem bei der jüngern Generation, die im besten Falle als ein Achtungsersolg bezeichnet werden konnte; dieses Jahr ein leeres Haus. Die Zeiten, da Blödsinn vermischt mit etwas Sentimentalität und ein paar zügigen Walzermelodien einer Operette zu einem Weltersolg verhalsen, sind nicht mehr!

E. F.

Berner Stadttheater. Schaufpiel. Am 16. September öffnete unser Theater

wieder seine Pforten und mehr neugierig als begeistert trat man ein. Aber schon der Prolog versette uns mitten in die Theaterlust, aber auch in die alten Streit= fragen, die man das lette Jahr ungelöst verlassen. Der Prolog des Herrn Krem= pien klang wie die Thronrede für die neue Saison. Der Titel "Bergauf" deutet an, daß man vorwärts schreiten will. Als contradictio in adjecto folgt ber Inhalt. Er gipfelt in dem Sate "bas Schöne ist nicht immer wahr, das Wahre ist nicht immer schön". Das ist das geflügelte, lahme Wort der Mittelstandspolitiker in der Kunft, welche alle icharfen Eden abfeilen, alle grellen Farben verstreichen wollen.

In "Weh' dem, der lügt" bot man uns gerade ein treffliches Beispiel dieser Kunst. Grillparzer nennt das Stück ein Lustspiel. Es scheint mir mehr ein dramatisiertes Ammenmärchen zu sein, das zu viel Tiefe hat für eine Posse und zu wenig für ein richtiges Lustspiel. Der Archivar Grillparzer hat hier einige beliebte Momente aus Sage, Geschichte, Märchen, Religion und Moral in schwer= fällige Verse gefaßt. Statt der Charaktere bietet er uns Marionetten. Selbst die einzige ausgearbeitete Figur, der Rüchenjunge Leon, leidet an Stillosigkeit. Dies ist auch der Hauptfehler des Stückes, Stillosigkeit. Es hat bloß das eine Verdienst, daß der große Grillparzer, aus Unmut über seine Aufnahme kein zweites ähn= liches schrieb. Sehr erfreulich war es für uns, daß die Aufführung aus diesem Stud so viel hat machen können. herr Wall= burg verdanken wir einen ausgezeichneten Leon.

Emilia Galotti von Lessing wird zu allen Zeiten ein Muster echt dramatischer Kunst sein. Lessing wirkt hier mot derner als die spätern Klassiker, und wiederum steht er den antiken Tragödien näher. "Emilia Galotti" wirkt durch vornehme Einfachheit und wuchtige Klarheit der einzelnen Charaktere sowohl, als der Intrige und der Sprache. Hiezu kommt eine Menge wohltuender technischer Kunstgriffe. Die Szenerie bleibt z. B. die drei

letten Afte hindurch dieselbe und die Sandlung spielt sich in weniger als 24 Stunden ab. Und trokdem ist nichts ge= fünstelt, nichts unnatürlich. Auch die Schauspieler arbeiteten mit einfachen Mitteln und es wäre vielleicht zu einer fehr guten Aufführung gekommen, wenn man nicht in der Besetzung arg gesündigt hätte. Herr Wagner als Marinelli war eine Un= schicklichkeit. Marinelli ist in Wirklichkeit doch mehr als das "nachplaudernde Hofmännchen", wie ihn die Orsina nennt. Er ist der nackte, rücksichtslose Macchiavellist. Es ist ein gutes Zeichen für herrn Kauer, daß er um so unentbehrlicher erscheint, je mehr man ihn ersetzen will.

Epidemisch. Bon Dr. J. B. Schweizer. Man begreift schließlich, daß man Reichtagsabgeordneter sein kann. Leichter begreift man, daß ein Reichtagsabgeord= neter ein solches Stud schreibt und am leichtesten, daß das Stück eines Reichtags= abgeordneten in Deutschland aufgeführt und daher auch bei uns betlatscht wird. Aber man begreift gar nicht, wie Liebende immer noch so dumm sein können, Zettel in ein Buch zu legen und auf diese Weise miteinander zu forrespondieren. Wir wissen es aus hundert Stüden, daß es dann lustige Verwechslungen und Verlegenheiten gibt, an denen sich das Publikum totlachen tann. Auch dieses Stud beleuchtet die Gefahr einer solchen Korrespondenz. Wenn man es nur einmal lassen könnte. Leider haben nur sehr wenige die lehrreiche Auf= führung besucht. Die wenigen verviel= fachten sich aber und jeder machte Lärm für zwei. Unter der Spielleitung des Herrn Plesch gestaltete sich die Aufführung zu einem Exerzitium in der Lungengymnastik. Von mezzo forte kam man bald zu forte und endigte mit ungeheurem Gebrüll und einem Pistolenschuß im fortissimo. Es flingt wie eine Vertonung von "Butbach= Bechselheimer und Sansel=Mauselberger" mit anhaltendem Crescendo. Wir kon= statieren mit Bergnügen, daß unser En= semble über ausgezeichnete Stimmen verfügt. "Donner und Doria!"

In der "Haubenlerche" von Wilden=

bruch erhielten wir endlich die erste stilgerechte Aufführung unter Kauerscher Regie. W. S.

Intimes Theater. Zeiten des fünst= lerischen Tiefstandes, Zeiten, in denen Repertoire und Spiel kaum mehr einem anspruchslosen Vorstadtpublikum genügen mochten, waren über das Intime Theater hereingebrochen, und mit Bedauern hatte man dem Verfall, dem langfamen Vermodern der fünstlerischen Schaffenstraft und Tatenfreudigkeit, die so lebhaft und fühn einstens eingesetzt hatte, zugeschaut. Das hat sich nun mit einem Schlage ge= ändert. Felir Silpert, bisher Oberregisseur an den vereinigten Schauspielhäusern Leipzigs, hat die Direktion des Intimen Theaters übernommen, hat durchweg neue Kräfte engagiert und für eine vollständige Renovation des Zuschauerraumes wie der Bühne selbst Sorge getragen. Daß ein gang neuer Geist in das Intime Theater eingezogen ist, daß ideale, fünstlerische Bestrebungen nun wieder die Oberhand gewonnen haben, das zeigten gleich die Vorstellungen der beiden ersten Tage: Gustav Wieds Satyrspiel:  $2 \times 2 = 5$ und Gerhart Sauptmanns "Ein= fame Menichen". Der Ruf, ber bem Wiedschen Stücke vorausging, beeinträch= tiate wieder einmal die Wirkung selbst. Man hatte mehr erwartet und war ent= täuscht. Die technisch ungeschickte Durch= führung des Satyrspieles, der nicht im= mer geistreiche Wit und eine gewisse Unklarheit der Handlung selbst machten sich nun stärker bemerkbar als dies der Fall bei völliger Unbefangenheit der Zu= schauer gewesen wäre. Die Bonmots und die geistreichen Verzerrungen, die föstliche Art der Karikatur, die Wied besitzt, blieben aber auch so noch wirkungsvoll genug. Die Aufführung litt etwas unter der Aufregung der Schauspieler und der Regie. Um so sicherer und eindringlicher war dafür die Wiedergabe von Hauptmanns Drama. Es stellt nicht geringe Anforde= rungen an die Gestaltungsfraft der Schau= spieler, nicht geringe Bersenkung in die tomplizierten Charaftere der einsamen Menschen, aber die Art und Weise, wie das Schauspielpersonal des Intimen Theasters unter Herrn Hilperts Regie diese Aufgaben bewältigte, war höchster Anerstennung wert. Es war eine gewaltige, unwiderstehliche Wirkung, die ausgelöst wurde. Besonders hervorgehoben seien die Herren M. Große (Johannes), E. Krampff (Braun) und die Damen Feldner (Anna Mahr), Wasa und Finke.

Auf dieser neuen Grundlage wird das Intime Theater eine schmerzlich empfundene Lücke im Kunstleben Berns voll und ganz auszufüllen imstande sein. G. Z.

Burder Rünftlerhaus. Nachdem in der ersten Serie nach den Sommerferien die Maler I. Senn, E. Geiger und der Waadtländer Hugonnet sich mit größern Kollektionen vorteilhaft eingestellt hatten - von jedem der drei Maler ist eine Arbeit in die Kunstsammlung überge= gangen, von hugonnet, der sein starkes koloristisches Talent einleuchtend erwies, ein feinfarbiges Blumenstück, von Geiger eine sonnige Waldlichte, von Senn eine flar und wesenhaft gefaßte Berner Land= schaft mit einem zentral dominierenden Landhause — führt die neue Serie (die bis 10. Oktober währt) fünf Maler ins Feld, von denen erst einer bis dahin im Künstlerhaus seine Aufwartung gemacht hat. Karl Walser, der Bruder des Schriftstellers Robert Walser, hat sich, wie alle für das moderne Bühnenwesen sich Interessierenden wissen, durch seine Dekorationen und Figurinen für Berliner Bühnen in der deutschen Reichshauptstadt rasch einen ausgezeichneten Namen ge= macht. Von seinen töstlichen Entwürfen auf diesem Gebiete bekommen wir nun freilich in dieser reichen Kollektion seiner Arbeiten nichts zu sehen, wohl aber ent= hält sie eine Fülle von Bildern und male= rischen Aufzeichnungen, die auf einer Reise des Künstlers nach Japan entstanden sind. Scharfe Beobachtung, ruhige Sachlichkeit und eine bewundernswerte Sicherheit des bligartigen Einfangens einer Impression treten an ihnen zutage. Zeichnerische Präzision und malerisches Feingefühl ver=

binden sich auf einer ganzen Reihe dieser Blätter zu reizvollster, geistreichster Wirstung. Allem, was sich auf Theater bezieht, hat Walser naturgemäß in Japan ein ausmerksames, liebevolles Augenmerk geschenkt. Einige Früchte von einer Hollandzeise und eine Anzahl Arbeiten aus früheren Jahren vervollständigen die interessante Kollettion.

Dann sind vier Basler Maler der jungen Generation im Oberlichtsaal ein= gerüdt. P. Barth, Luicher, Did und Dongé. Gemeinsames und auszeich= nendes Merkmal bei allen vier Künstlern ist das ausgesprochen malerische Wollen. Die Farbe ist wirklich das Königreich dieser Maler; von ihrem Leben, ihrer Schönheit erzählen sie uns mit einer sicht= baren Freude und Lust. Was die Form betrifft, so geht ihr Did wohl am meisten nach, wovon vor allem ein paar Porträte zeugen. Donze bringt neben einem folo= ristisch festlich wirkenden Figurenbild "Be= freiung" einige ausgezeichnet charafteri= stische Landschaften aus dem heißen Süden, dem Lande der Oliven. Luscher hat eine Bedute des Rheins bei Basel mit der Pfalz und dem Rheinsprung bemerkens= wert neu und eigenartig gefaßt; breit und saftig ist sein Mädchenporträt, gang prächtig in seiner satten Leuchtfraft und seiner malerischen Bravour ein Kalb im Stall. Barth hat fraftvoll frische land= schaftliche Sachen ausgestellt; das alte schöne Motiv der Mutter mit dem Kind behan= delt er gerne; ein Frauenporträt ist von einer seltenen Farbenschönheit. Für diese Basler Maler ist Paris vielfach anregend und wegleitend geworden, natürlich nicht im Sinne eines faden, suglichen Atade= mismus, sondern im Sinne eines durch= aus modernen farbigen Schauens und Ge= staltens.

Aus Träumen erwacht. Meinem Bette gegenüber an der Wand hängt Weltis große Radierung: "Die Fahrt ins zwanzigste Jahrhundert". Wenn ich das Blatt nun des Abends betrachte, die stämmigen Gestalten unten als Träger des tollen Treibens auf der schwankenden Brück, das Ganze matt von der Lampe beleuchtet — so reckt plötzlich einer aus dem Gesdränge einen Arm und winkt mir zu: der Alte auf der Treppe steigt die Stusen hinunter; die Gestalten treten direkt aus dem Bilde heraus, und aus der flächenshaften Darstellung ist ein plastisches Unsgeheuer in bizarren Formen und kolossalen Dimensionen entstanden. Ich din eingenickt, habe geträumt, und beim Auswachen kehrt die Erscheinung wieder ruhig in die Grenzen des Möglichen zurück.

Ich erinnere mich noch genau an das kleine Modell für das Weltpostdenkmal von St. Marceaux, das neben den vielen andern in der hiesigen Reitschule zum Wettbewerb ausgestellt war. Damals wirkte es als Kleinplastik, als Tafelauf= sat; die Idee war im Vergleich zu so vielen andern Entwürfen pridelnd, jum mindesten interessant; sie konnte gefangen nehmen. - Und wieder umfängt mich ein Traum. Die felsige Unterlage hebt sich empor, wird umfangreicher; darüber ballt sich der Nebel in weißen Schwaden, for= men sich Wolken, und aus ihnen empor steigt höher und höher die mächtige Rugel, umflattert von den fünf Riesenleibern. — Ich wache auf — und nun — der ge= waltige Gegensatz - das Ganze schwindet nicht mehr zusammen; es hat wirkliche, plastische, eherne Form gewonnen; die Nebel und Wolken sind erstarrt. Die fünf Leiber, die im Entwurfe wie ein Lustiges Aränzlein die Augel umwanden, treten schärfer hervor; ihre dekorative Wirkung geht verloren, da der Standpunkt des Beschauers verschoben wurde, der überblick über das Ganze geschwunden ist, weil die einzelnen Gestalten zu sehr Gestalt angenommen, sich uns als Indianerin oder Japanmädel allzu kenntlich aufdrängen.

Und nun noch die einsame Frau unten auf der steinernen Erde - sie träumt ebenfalls — und — nehmen wir an, daß sie eines Nachts im Traume ihre Stätte meidet, die breite Strafe hinunter man= delt und sich auf den Stufen vor dem Bundeshause niederläßt. Sie wird am Morgen von eifrigen Jüngern der Bermandat oder vielleicht von frühfleißigen Beamten aufgewedt. Sie wird sich verwundern? Nein, wozu denn? Sie wird gewiß finden, daß sie hier ebenso gut oder eigentlich ebenso wenig am Plate sei, als oben zu Füßen der ehernen Rugel. Ihr Wegbleiben würde für die Gesamt= wirkung des Denkmals keine erhebliche Lücke bedeuten, weil sie ein Fremdkörper ist, der gedanklich vielleicht mit der Idee im Zusammenhange steht, der aber nicht in den architektonischen Aufbau organisch mit hineinbezogen ist.

Hermann Röthlisberger.

# Literatur und Kunst des Pluslandes

Sans Thoma. Fast noch schwerer als Hodler hatte sich Hans Thoma durchzussehen. Als er 1869 in Karlsruhe im Kunstwerein in Karlsruhe ausstellte, da war die Empörung über die Kunst Thomas so stark, daß eine Anzahl Mitglieder eine schriftliche Eingabe an den Vorstand des Kunstwereins richtete, in der kategorisch verlangt wurde, Thoma in Zukunst von allen Ausstellungen des Kunstwereins auszuschließen. Die Zeiten haben sich geänzdert. Die Galerien und Ausstellungen

reißen sich um Thomas Bilder, und seine Bilder stehen im Kunsthandel fast so hoch wie Böcklinwerke. Am 2. Oktober vollendet Thoma sein 70. Lebensjahr. Es ist ein Leben voller Mühe und Arbeit, voll herber Enttäuschungen und bitterer Not, auf das er zurückschaut, aber ein Leben, das aus den trübsten Anfängen heraus ihn zu leuchtenden Gipfeln führte. Denn das, was Thoma sich als seine Lebensaufgabe gestellt hat, ist erfüllt: er wollte von jener geheimnisvollen Schönheit erzählen, die